Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 16 (1974)

Artikel: Eine Kindheit im Engadin

Autor: Gaudenz, Men

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972328

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine Kindheit im Engadin

Kindheitserinnerungen von Men Gaudenz

Wir freuen uns, mit den nachfolgenden Blättern weitere Erinnerungsstücke aus dem bewegten Leben von Dr. Men Gaudenz erstmals veröffentlichen zu dürfen. Es handelt sich hierbei um einige Kapitel eines Privatdruckes, der soeben unter dem Titel «Kindheit und Jugend» in der Offizin Bischofberger erschienen und nur beim Autor direkt beziehbar ist. Viele unserer Leser werden gerne zu diesem Werklein greifen, nachdem der Autor mit seinem Erstling «Erzählungen eines Landarztes» einen ungeahnten Erfolg erzielte und inzwischen auch sein zweites Bändchen «Weitere Erzählungen eines Landarztes» (unlängst erschienen im Calven Verlag) die Reise zu einem hoffentlich wieder großen Leserkreis antrat. Wir sind mit Men Gaudenz über diese zweite Publikation erfreut. Sie entspringt nicht zuletzt der Dankbarkeit und Aufgeschlossenheit einer großen Lesergemeinde für sein langjähriges ärztliches und kulturelles Wirken. Das bringt dem Autor, der im fernen Scuol an den Krankenstuhl gefesselt ist, einige wärmende Sonnenstrahlen der Freude und Genugtuung.

Die Redaktion

In meinem ersten Buch habe ich, anstatt eines Vorwortes, von meiner Geburt im kleinen Pfarrhaus von Schlarigna (Celerina) erzählt. Damals bildete das kleine Bergdorf eine große Familie. Jedermann kannte sämtliche Dorfbewohner, und alle nahmen als Mitglieder dieser engen Gemeinschaft regen Anteil an Freuden und Leiden eines jeden. Welches Glück hatten wir doch, unsere Kindheit an diesem Ort, einem wahren Paradies, verbringen zu dürfen. Das ganze Dorf mit seinen engen Gassen und versteckten Winkeln war unser Spiel- und Tummelplatz, aber auch in den Häusern unserer Freunde und unserer Nachbarn fühlten wir uns wie zuhause. Die ganze Welt stand uns offen, die grünen Wiesen rings um das Dorf in ihrer Blumenpracht, das sie durchrieselnde klare Bächlein, der nicht weit entfernte Bach mit dem angeschwemmten Sand und den vielen bunten Steinen, der Inn mit seinen seichten Stellen, die da und dort Teiche bildeten, der nahe Wald und ein Hügel ob dem Dorfe mit schönen, kleinen Felspartien, das alles gehörte uns. Wir durften uns frei und sorglos überallhin bewegen, Luft und Sonne, aber auch Wind und Wetterlaunen, Sturm und Gewitter genießend erleben. Damals gab es noch keine Autos, keine Luftverpestung, keine Umweltverschmutzung. Sterben mußten bei uns nur die Menschen und Tiere, nicht aber die Seen und Flüsse. Auch brauchten wir keine Angst vor herumwandernden Strolchen aller Art zu haben. Die kindliche Phantasie konnte sich hier ungehemmt in allen möglichen Spielen frei entfalten. Unsere Spiele waren durchwegs harmlos, Fang- und Versteckspiele, Singreigen, Häuser bauen im Walde, klettern, Steinesammeln und dgl. Eine besondere Rolle spielten bei uns die Pferde; sie waren für uns das Höchste. Welch herrlicher Anblick, wenn die prachtvollen Kaleschen von gleichfarbigen Zweispännern gezogen, vielleicht zwei Schimmeln oder Rappen, gelenkt von einem weiß behandschuhten, zylindertragenden Kutscher in verhaltenem Trab durch das Dorf fuhren. Einmal hatten mein Vater und ich, als wir gegen Abend auf dem Hausbänkchen des Nachbarhauses saßen, über hundert solcher Gästekutschen gezählt. Da-

mals hatten die Eltern noch Zeit für die Kinder. Außer diesen Rassepferden für die Gäste kannten wir alle Pferde der Bauern und hatten sie lieb. Ich würde sie jetzt noch kennen. Mindestens einmal im Tage spielten wir «Pferde». Edi Pool besaß einen kleinen Handwagen. Unsere Phantasie führte uns dann im Trab bald den Engadiner Seen entlang nach Maloja, dann Staubwolken aufwirbelnd durchs Bergell hinunter, oder wir zogen die schwere Postkutsche über die Bergpässe, hinaus in die weite, uns unbekannte Welt. Ich habe selten in meinem Leben jemanden beneidet, aber meinen Freund Edi, den habe ich wirklich beneidet, nicht etwa, weil er einen Handwagen besaß, nein: er konnte die Ohren spitzen, genau wie die Pferde, wenn sie aufmerksam lauschen. Ich habe geübt und geübt, aber es nicht fertiggebracht, bei mir bewegte sich die ganze Kopfhaut, so daß mir eine wichtige Voraussetzung, um Pferd zu sein, fehlte. Edi durfte immer das Pferd sein und ich nur der Kutscher. Er konnte gut wiehern und plötzlich einen Seitensprung machen, so daß ich aus dem kippenden Wagen fiel. Das war die Pointe.

Eines Tages hielt eine Kutsche vor dem Hause meines Spielkameraden Reto Roman. Ihr entstiegen eine vornehme Dame und ein blasser, schmächtiger Knabe. Dieser war der von uns allen erwartete Vetter meines Freundes. Reto sprang sofort den beiden entgegen. Es fand eine herzliche Begrüßung statt. Wir Buben saßen in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, dicht aneinander gedrängt auf dem Garten-Lattenzaun wie die Hennen auf der Hühnerstange. Dann kamen alle drei auf uns zu. «Grüße deine zukünftigen Kameraden», sagte die Dame. Er reichte allen, einem nach dem anderen, die Hand und machte sogar einen kleinen Knicks dazu. Als ich an die Reihe hätte kommen sollen — ich trug noch immer den damals auch für kleine Buben gebräuchlichen Rock —, schaute er mich verächtlich an und sagte: «Dieses Mädchen begrüße ich nicht!» Mir stieg das Blut hoch, und ich merkte, wie ich einen ganz heißen Kopf bekam.

Am Mittagstisch erzählte ich von meiner Erniedrigung. «Ich konnte nichts machen», erklärte ich. «Die Mutter war dabei; aber sobald wir allein sind, schlage ich den windelweich. Er ist zwar zwei Jahre älter als ich, aber ich habe keine Angst. Der wird bald merken, ob ich ein Mädchen bin.» «Nein», sagte mein Vater, «schlage ihn nicht. Daß du es könntest, das bezweifle ich keinen Augenblick. Sein Onkel hat mir aber erzählt, daß er schwer krank gewesen sei, und jetzt komme er zu ihnen ins Engadin, um sich zu erholen. Ein geschwächtes Kind darfst du nicht schlagen. Es ist empörend, wenn man sieht, wie mächtige Menschen die Schwachen ausnutzen und erniedrigen. Das ist eine häufige, aber ganz schlechte Eigenschaft. Ganze Völker üben ihre Übermacht in niederträchtiger, verbrecherischer Art aus. Du wirst es dann im Geschichtsunterricht erfahren. So sind ganze Völker unterjocht, ja sogar ausgerottet worden.» «Ja, leider», sagte meine Mutter.

«Mutter», wandte ich betroffen ein, «wann kann ich Hosen tragen? Die anderen haben alle schon Hosen. Ich bin der letzte.»

Unsere Spiele veränderten sich völlig, als ein älterer Knabe, dessen Eltern vom Ausland her nach Celerina zurückgekehrt waren, sich uns zugesellte. Er besaß eine unbändige, ausgeprägte Phantasie. Zudem war er sehr intelligent und hatte schon viele Bücher gelesen. Er wurde unser Führer. Nun bauten wir mit alten Brettern Flöße. Wir fuhren damit in den seichten Stellen des Inn herum. Die einen waren Fischer, die anderen aber Piraten, die sie überfielen. Es gab verbissene Kämpfe mit Beulen und Schrammen. Dann waren wir Einbrecher, drangen in eine verlassene Remise ein, demolierten Einrichtungen und stahlen massenhaft aufgeschichtete Schindeln. Ein anderes Mal waren wir eine Räuberbande, bezogen eine verlassene Arbeiterhütte und verursachten schließlich unabsichtlich auch deren Zerstörung durch ausbrechendes Feuer. Die Schüler wurden bestraft, ich war noch zu klein, ein harmloser, arg beeindruckter Mitgänger. Unser Führer hatte wahrscheinlich die Geschich-

ten von Karl May gelesen, denn Television konnte er zu jener Zeit unmöglich gesehen haben.

Am aufregendsten für uns Buben waren die alljährlich wiederkehrenden Kämpfe zwischen den Knaben der beiden Nachbargemeinden Schlarigna und Samedan. Wahrscheinlich entsprachen diese Wettkämpfe zwischen den Jungmannschaften einem uralten Brauch. Sie waren aber seit langem nicht mehr aktuell. Unserem Anführer gelang es, sie zu neuem Leben zu erwecken. An einem festgesetzten Tage traf sich eine gleiche Anzahl von Buben auf dem «Schlachtfeld» auf der Ebene hinter San Gian (Champagnatscha). Wir nannten diese Wettkämpfe «Kriege» (las guerras da Champagnatscha). Die beiden Mannschaften stellten sich gegenüber auf, dann begannen sie sich gegenseitig zu beschimpfen, zu beleidigen und zu verhöhnen. Beschimpfen vor der Schlacht war auch zwischen Schweizern und Schwaben die Ouvertüre wie bei den alten Griechen oder, um moderner zu sein, den Neger-Boxkämpfern. Dann stürzten die erbosten Buben aufeinander los, und bald wälzten sich alle im kurzen Grase herum und verprügelten einander schonungslos, denn besondere Kampfregeln gab es nicht.

Als wir einmal, von edlem Kampfgeist beseelt, wieder in den «Krieg» zogen, mußten wir mit Entrüstung feststellen, daß vier unserer Gegner Metallsäbel trugen. Unser Anführer erklärte, das sei nicht statthaft, sie sollen die Säbel weglegen und ohne solche gefährlichen Waffen antreten, sonst würden wir heimgehen und nicht kämpfen. Die andern hatten sich aber diese Säbel extra für diesen «Krieg» zu Weihnachten gewünscht und waren nicht einverstanden, die Säbel wegzulegen. «Das haben wir bald in Ordnung», schrie ich, «kommt nur mit.» Mit diesen Worten stürzte ich auf den Anführer der Gegner, welcher einen solchen Kindersäbel in Händen hatte und versuchte, mich mit der Säbelspitze von sich fernzuhalten. Es gelang mir aber, die mir entgegengestreckte Schneide mit beiden Händen zu ergreifen und den Versuch zu machen, den Säbel den Händen des Feindes zu entwinden. Diese kleinen Kindersäbel waren natürlich stumpf konstruiert. Als die anderen Säbelträger sahen, was der kleine tollwütige Schlarignot (Übername für die Leute von Celerina) vorhatte, kamen sie ihrem Anführer zu Hilfe. Sie hieben mit ihren Säbeln auf meine Hände, damit ich den Säbel loslasse. Ich rief meine Kameraden zu Hilfe. «Zieht sie doch weg, nehmt ihnen doch die Säbel weg!» Aber niemand rührte sich. Sie sahen meine blutenden Hände und hatten Angst. Obschon abgeflacht, schnitten die Kanten der Säbelschneiden doch oder machten zumindest blutige Striemen. Schließlich mußte ich mich zurückziehen, fühlte mich aber wie ein neuer Winkelried, der allerdings vergeblich seinen Mitkämpfern eine Bresche zu schlagen versucht hatte.

Mein Vater war ganz anderer Ansicht. «Deine Hände sehen schrecklich aus. Das könnte eine schöne Infektion geben. Wir müssen deine Wunden gut joden. Das wird auch nicht gut tun. Wieso bist du so dumm? Alles, was man tut, muß einen Sinn haben. Höre, mein Sohn, wenn du ganz sicher bist, für eine gute Sache zu kämpfen, dann setze dich mit voller Energie ein, wenn es sein muß, sogar heldenhaft, deinem Trotzkopf entsprechend. Wo es sich aber nur darum handelt, großzutun und sich wichtig zu machen, oder wo der Einsatz aussichtslos und infolgedessen sinnlos ist, dort mußt du deine Intelligenz walten lassen und beiseite stehen.»

Vater redete mit mir immer wie mit einem Erwachsenen. Wahrscheinlich hatte dies zur Folge, daß ich das, was er mir sagte, sehr ernst nahm, seine Ansichten beherzigte und sie, wenn es darauf ankam, nicht vergaß.

Kaum aus den Windeln

Das Erzählte betrifft eine Zeit, als ich mir schon groß und wichtig vorkam. In der kindlichen Seele bleiben hingegen sogar Eindrücke haften, welche die allerersten Lebensjahre betreffen.

Ich kann mich noch gut an die Zeit erinnern, als meine Mutter mich auf den Topf setzte. Vor unserem Küchenfenster befand sich ein kleines, ganz leicht abschüssiges Dach. Unter der Küche war nämlich die Dorfsennerei, und das Dächlein schützte deren Eingang. Meine Mutter pflegte mich auf den Topf zu setzen und mich samt Topf durch das Küchenfenster auf das Dächlein an die Sonne hinauszuheben. Das war schön. Links vom Dächlein wurde das neue Schulhaus gebaut, die Erde wurde ausgehoben, Fuhrwerke gingen und kamen. Ich erinnere mich an gegen den Himmel ragende Latten. Ich erzähle das, weil das Schulhaus im Jahre 1902 fertig erstellt und eingeweiht wurde. Das steht an der Nordfassade des alten Schulhauses angeschrieben. Ich kann also damals höchstens drei, wahrscheinlich nur zwei Jahre oder gar noch weniger alt gewesen sein. Eines Tages kam der Senn, als meine Mutter gerade dabei war, mich auf unsere «Terrassa» hinauszulegen. Er war mit meiner Mutter in der gleichen Klasse in die Schule gegangen. Meine Erinnerungsbilder sind wirkliche Bilder, Schnappschüsse. Ich sehe noch immer den Sennen, wie er grüßend zu meiner Mutter hinaufsieht und ihr dann, heftig schimpfend, Vorwürfe macht, das sei gefährlich, ich könnte hinunterpurzeln, das dürfe sie nicht tun. Zweites Bild: Ich befinde mich beim Mittagessen in dem hölzernen Kindersitz am Tisch. Mein Vater ist gleicher Ansicht wie Herr Willy und sagt meiner Mutter, sie solle mich nicht mehr auf das Dächlein hinaussetzen. Diese kleine Begebenheit hat sich wahrscheinlich deshalb so eindrücklich eingeprägt, weil diese beiden Männer es gewagt hatten, mit meiner lieben Mutter zu schimpfen und ihr zu sagen, sie hätte etwas nicht richtig gemacht. Männer sind eben «stark»!

Der Bärenmantel

Als wir noch ganz klein waren, diente uns, bei schlechtem Wetter, der Estrich, ein großer, leerer Raum unter dem Dach, als Spielplatz. Dort wäre ich als kleiner Knirps fast erstickt, und zwar auf ganz ungewöhnliche, vielleicht auf dieser Erde einzigartige Weise. Auf dem Estrich befanden sich nur einige Koffer, die unter anderem altmodische und nur noch zum Theaterspielen und für Maskeraden brauchbare Kleider enthielten. Darunter befand sich, der Merkwürdigkeit halber sei das erwähnt, die Majorsuniform des Großvaters meiner Mutter, der den Kaiser Napoleon auf seinem Feldzug nach Rußland als Truppenarzt begleitet hatte. Auf einen der großen Reisekoffer hingeschmissen, wohl weil die überfüllten Koffer nicht alle geerbten Kleidungsstücke fassen konnten, befand sich ein Bärenpelzmantel. Ob es sich wirklich um einen Bärenpelz gehandelt hat, muß dahingestellt sein, jedenfalls nannten wir ihn so.

Bei einem etwas weniger phantasiereichen Spiel warfen mich meine Spielgefährten zu Boden und wickelten mich in den Bärenmantel ein. Im Bestreben herauszukommen, schob ich meinen damals wohl nicht übermäßig großen Kopf in einen der ungewöhnlich breiten Ärmel hinein, und zwar so fest, daß ich nicht mehr heraus konnte. Mich erfaßte eine wilde Panik, als ich keine Luft mehr bekam. Zuerst tat ich wie wild, dann wurde ich ruhig. Erschreckt wickelten meine Peiniger den Mantel auf, stellten aber fest, daß mein Kopf sich im Ärmel befand und ich mich nicht mehr bewegte. Anstatt mich herauszuziehen, rannten sie, Hilferufe ausstoßend, davon. Meine alarmierte Mutter konnte mich nur mit künstlicher Beatmung, wahrscheinlich in letzter Minute, zu neuem Leben erwecken. Der Mantel wurde dem italienischen Holzhacker, der vor dem Hause unser Holz spaltete und als erster die Hilferufe gehört hatte, geschenkt. Daran erinnere ich mich gut und an die Genugtuung, die ich darüber empfand. Erstens konnte ich diesen «verdammten Bären», der mich fast erstickt hatte, nicht ausstehen, und zweitens erkannte ich, daß ich von meiner Mutter als wertvoll angesehen wurde — hätte sie sonst meinetwegen den Bären verschenkt?

Dieses für mich so schreckliche Erlebnis unter dem Pfarrhausdach hatte zur Folge, daß

der Bär mich in der Folge nachts in bösen Träumen immer wieder verfolgte und in panische Angst versetzte. Als meine Eltern eines Abends etwas später heimkamen, fanden sie ihren Menin schreiend, brüllend, geschüttelt vor Kälte unter seinem Bett, wohin er sich vor dem Bären gerettet hatte. Damals herrschte im Winter, selbst im Schlafzimmer, grimmige Kälte. Die Kinder wurden mit schweren, kaum mit Daunen (Flaumfedern) gefüllten Plumeaux zugedeckt. Da war es warm. Ich kann mich gut erinnern, wir verschwanden völlig unter diesen schweren Plumeaux, nur ein Löchlein für die Nase ließen wir frei, um atmen zu können.

Die einzige Wärmequelle für das ganze Haus war damals der große Engadinerofen in der Stube. Die Bauern hatten noch einen zweiten warmen Zufluchtsort: den Stall. Das nebenbei.

Der böse Geist des Bärenpelzes auf dem Estrich hatte auch noch den Beschluß meiner Eltern zur Folge, uns nie mehr abends allein daheim zu lassen.

Angefroren

Die Kälte brachte sehr viel Schönes, sie konnte aber auch plagen. Als ich eines Tages von meiner Mutter den Auftrag erhielt, in das neben unserem Hause sich befindende Schulhaus zu rennen und den Vater zum Mittagessen zu rufen, waren meine Hände wahrscheinlich ein bißchen feucht, denn sie froren an der schweren metallenen Klinke der Eingangstüre fest und, ohne die Haut aufzureißen, hätte ich sie nicht losgebracht. Ich wußte aber von den Eltern, daß man in solchen Fällen stark bläst und warme Luft anhaucht. Ich ging aber mit dem Mund zu nahe, und nun froren auch die Lippen an, und als ich die Lippen mit der Zunge loslecken wollte, fror zu allem auch noch die Zunge an. Ich mußte mich strecken, um, ohne zu reißen, bis zur Türklinke hinaufzugelangen. Man kann sich meine mißliche Situation vorstellen. Zum Glück kam mein Vater in diesem Augenblick heraus; da er aber nicht wußte, daß ich auf der Außenseite der Türe angeklebt war, riß er zunächst die Türe zu schnell auf. Gut, daß ich die Klinke mit beiden Händen ergriffen hatte und mich, als ich plötzlich in den Gang hereingezogen wurde, festhalten konnte, sonst hätte ich etwas erleben können! Mein Vater erwärmte mit seiner Hand die Türklinke und hauchte auch nach Leibeskräften warme Luft an. Unterdessen erschien meine Mutter mit Tüchern und heißem Wasser, ob man sie gerufen hatte, das weiß ich nicht. Ich mußte während einiger Tage gepflegt werden. Am meisten schmerzte mich die Zungenspitze. «Die war vielleicht manchmal etwas zu spitz», tröstete mich meine Mutter.

Fräulein Murer

Meine Mutter machte, als Frau Pfarrer, wöchentlich einmal Besuche im Dorf. Meine um ein Jahr jüngere Schwester und ich durften sie begleiten. Es gab Häuser, in die wir ganz besonders gern hingingen, weil wir uns dort nicht langweilen mußten. Man holte sofort für uns Spielzeug und Bilderbücher herbei. Ich wüßte jetzt noch, wo das Spielzeug in einigen Stuben untergebracht war und worin es bestand.

Fräulein Murer, ein in Armut lebendes, alleinstehendes, hageres Figürchen, hatte keine Spielzeuge. Hingegen machte sie jedesmal, wenn wir ungeduldig zu werden begannen, einen Schrank auf und entnahm diesem eine keineswegs appetitlich aussehende, halbschwarze Tasse mit abgesplittertem Rand, aus der ein Teelöffel herausragte. Jedes von uns zwei Kindern durfte dann eine, manchmal sogar zwei aufgekochte, dürre Zwetschgen essen. Mit wohlwollendem, leuchtendem Gesicht steckte sie uns diese mit dem Teelöffel direkt in den Mund. Jedesmal, wenn eines von uns seine Zwetschge gehabt hatte, reinigte sie den Löffel gewissenhaft, indem sie selbst ihn genießerisch abschleckte. Meine entsetzte Mutter machte immer uns ganz überflüssig scheinende Komplimente: «Aber nein, aber nein, Fräulein Murer, lassen Sie das doch! Be-

halten Sie doch Ihre paar Zwetschgen für sich. Sie tun Ihnen ja so gut. Die Kinder haben genug gegessen . . .» «Nein, nein», unterbrach sie die Alte, «sie haben eine süße, gute Zwetschge schon gern, auch wenn sie genug gegessen haben, nicht wahr? Möchtet ihr sie, Kinder?» «Ja, ja!», schrien wir und sperrten den Mund weit auf wie die jungen Vögel den Schnabel im Nest. Daheim veranlaßten die Zwetschgen eine lebhafte Diskussion zwischen Vater und Mutter. Vater vertrat energisch die Ansicht, daß wir bei Besuchen von Fräulein Murer nicht mehr mitgenommen werden dürften. Mutter, die uns wahrscheinlich ungern ganz allein zuhause gelassen hätte, fand einen viel besseren Ausweg. Bevor wir auf Besuch zu Fräulein Murer gingen, bekamen wir daheim immer zwei Zwetschgen, und zudem brachte ihr unsere gute Mutter jedesmal ein Paket dürre Zwetschgen als Geschenk, was ihr eine unerhört große Freude bereitete. Eine damalige Anstandsregel gestattete einem Beschenkten nicht, den Schenkenden mit dem erhaltenen Geschenk zu beschenken. Aus!, fertig mit dem Zwetschgengenuß!

Gerne groß

Im Hause neben dem von Fräulein Murer wohnte ein kleiner, kugelrunder Mann. Ob er wirklich Herr Knödel hieß, wie wir ihn nannten, oder ob dies nur ein Übername war, bleibe dahingestellt. Sein kleiner Sohn wollte auch nicht wachsen, er war für sein Alter ungewöhnlich klein. «Den will ich schon strekken», sagte Herr Knödel, «ich habe genügend darunter gelitten, so klein zu sein.» Als Mechaniker von Beruf gelang es ihm, eine Art Metallhülse mit einer Aufhängevorrichtung für den Kopf seines unglücklichen, kleinen Sohnes herzustellen. Mit dieser Foltereinrichtung zog er seinen Sprößling jeden Tag dreimal am Kopfe hoch, unter Verwendung der damals in jeder Scheune sich befindenden Heuwinde, die zum Hochziehen der gefüllten Heublachen in den Estrich diente. Damals waren die Vitamine noch unbekannt. Erfolg: der Sohn blieb klein, hatte aber einen ganz kurzen, ungewöhnlich dicken, muskulösen Hals. Dabei hatte Herr Knödel noch Glück gehabt. Es hätte auch anders enden können.

Meine Schwester

Meine Schwester und ich waren unzertrennliche Freunde. Arm in Arm machten wir auch längere Spaziergänge, lagen im Gras an der Sonne, machten schöne Blumensträuße für unsere Mutter, wanden Kränzchen aus den schönsten Wiesenblumen und Halsketten aus Löwenzahnstielen, alles für die Dame, der ich das Kränzchen ins Haar legte. Das lustig schwatzend daherkommende Geschwisterpärchen erweckte häufig Heiterkeit bei entgegenkommenden Erwachsenen. Einmal hielt uns eine Frau auf und fragte uns, nachdem sie lange und sehr freundlich mit uns geredet hatte: «. . . und was macht Eure Mutter?» Wir sahen uns ratlos an, dann sagte ich: «Das wissen wir nicht. Als wir von zu Hause weggingen, wusch sie das Geschirr vom Frühstück. Aber, was sie jetzt macht? Vielleicht kehrt sie den Gang. Sollen wir schnell nach Hause rennen, um nachzusehen? Wir sind schnell wieder da!» Sie hielt das für nicht unbedingt notwendig.

Der Schatz

Oft versammelte sich eine ganze Kinderschar auf der Wiese vor unserem Hause zu lustigen Reigen und Spielen. Darunter befand sich auch ein lebhaftes kleines Mädchen aus unserem Nachbarhaus, gleich alt wie ich. «Wer von euch Buben will mein Schatz sein?» rief es ganz unvermittelt uns zu. Wir alle schauten es erstaunt an; keiner gab einen Laut von sich. Das entmutigte das Mädchen keineswegs. «Ich steige jedem von euch auf den Rücken (auf romanisch klingt es poetischer: «ir sülla cumprapaira» = auf den «kaufe Birnen» gehen). Derjenige, der mich am weitesten zu tragen imstande ist, der ist mein Schatz. Meine Mutter hat gesagt, daß jedes Mädchen einen Schatz haben müsse, und der muß stark sein, denn er hat mich zu beschützen. Wenn einer mir eine Ohrfeige gibt, so muß er dem zwei hauen, und wenn er mich schlägt, muß er ihn

zu Boden werfen und verprügeln.» Diese Aussichten gefielen uns besser. Das war eine Aufgabe, bei der sich unsere Heldennatur bewähren konnte. «Also komm!», rief einer, und der preisverheißende Wettbewerb begann. Als ich an der Reihe war und müde zu werden begann, spornte sie mich an wie das Publikum die Hockeyspieler. «Vorwärts, vorwärts, nicht müde werden. Am liebsten hätte ich dich als Schatz. Laß nicht locker!, gib nicht nach!» Ich habe gesiegt, aber welche Mühe, um Beschützer zu werden und andere verprügeln zu dürfen, aber nun hatte ich doch auch einen Schatz, den ich an der «schlitteda» (Schlittenfahrt) der Kinder auf dem papierblumengeschmückten Davoserschlitten ziehen durfte. Sie hatte wenigstens einen schönen, großen Kinderschlitten, das hatte sie.

Die Kleinkinder und Gott

Milina hatte eine wunderbare Blume gefunden, eine Art goldglänzende Kugel. Zwei Tage darauf wollte sie Milinas Mutter wegwerfen, sie sei tot. «Armes Blümchen!», klagte Milina, «wir müssen sie mit einem richtigen Begräbnis der Erde übergeben — sie war so schön.» Ich wurde zum Totengräber und Meßmer bestimmt, weil ich eine Glocke besaß, eine zierliche Ziegenschelle, die mir meine Großmutter zu Weihnachten geschenkt hatte. So konnte ich das Glockengeläute besorgen. Damit ich das Grab schaufeln könne, besorgte mir Milina das Pflanzenschäufelchen ihrer Mutter. Der für das Grab vorgesehene Platz neben dem Hause schien mir ungeeignet. Die Blumen, die wir auf das Grab pflanzen wollten, hätten doch zertreten werden können. «Mach dir diesbezüglich keine Sorgen», meinte Milina. «Weißt, wir sprechen ein Gebet am Grabe. Das tun auch die Erwachsenen. Gott schickt dann seinen Hund, um das Grab zu beschützen.» Alles stand also zum besten. Als die welke Dotterblume sorgfältig in die Erde gebettet war, falteten wir unsere Händchen zum Gebet. Da Milinas Mutter deutschsprachig war, konnte Milina nur ein deutsches Gebet. Sie betete: «Müde bin ich, geh zur Ruh, lieber Herrgott, schließ mich zu. Laß mich, guter Vater mein, deinem Hund empfohlen sein.» — «Siehst du», sagte sie triumphierend, «der Hund Gottes wird das Grab behüten.» Ich hatte kein einziges Wort verstanden, da ich nur romanisch sprach. Sie zweifelte, war fast sicher, daß Gott romanisch nicht verstehe. Romanisch sei nur eine Bauernsprache, das habe ihre Mutter gesagt. «Er versteht es ganz sicher», meinte ich, «und mein Gebet ist viel besser als deines.» Also falteten wir die Hände, und ich sprach: «Lieber Herrgott, gib uns allen eine gute Nacht, dem Blümlein, muß ich heute zuerst sagen, das ist wichtig, dann erst den anderen: meinem Vater, meiner Mutter, den Brüdern, der Schwester, der Großmutter, dem Onkel Jon, der Tante Babetta und allen guten und schlechten Leuten. Amen. — Zuerst», fügte ich als eine Art Entschuldigung schnell hinzu, «mußte ich nur allen guten Leuten eine gute Nacht wünschen. Wenn aber auch die schlechten Leute während der ganzen Nacht fest schlafen, dann können sie in der Nacht nichts Schlechtes tun, oder? Meine Mutter hat gelacht, als ich ihr das sagte. Sie hatte gar nicht daran gedacht. Jetzt können alle, auch das Blümlein, unbehelligt, völlig ruhig schlafen.»

Obschon das uns in eine ganz andere Zeit verlegt, möchte ich hier in diesem Zusammenhang noch einige kleine Geschichten von meinen eigenen Kindern, als sie ganz klein waren, erzählen. Als meine Frau Pflanzen auf das Grab der Großmutter setzte, meinte die kleine Ulrica: «Ja, aber kitzeln die Wurzeln, wenn sie in die Tiefe wachsen, nicht den Bauch der Toten?»

Die kindliche Phantasie beschäftigt sich schon in den frühesten Kinderjahren mit Gott und sogar mit dem Tode.

Eines Abends befanden sich meine Frau und ich im Wohnzimmer, unser kleiner Sohn schlief im daneben liegenden Schlafzimmer. Auf einmal hörten wir ihn in aufgebrachtem, fast schreiendem Ton reden. «Der träumt!», dachten wir und eilten hinüber. Er war aber hellwach und schrie mit gefalteten Händen zum Himmel. «Was ist denn los, Niculò?» — «Ah, ich kann nicht schlafen. Du Mutter hast

gesagt, man habe nur ein Gebet zu sprechen, wenn man nicht schlafen kann, dann schlafe man sofort ein. Jetzt habe ich schon einige Male gebetet, aber der da oben» — er hob ganz verärgert seinen kleinen Arm himmelwärts — «hört mir nicht einmal zu. Jetzt sage ich es so laut, daß er es hören muß, ob er es dann will oder nicht, die Ausrede gilt nicht!»

Wie auch manche erwachsene, ganz naive Menschen, so stellen sich Kinder den Hergott als einen alten Mann vor, der oben im Himmel wohnt. Unser kleiner Niculò war einmal ganz strahlend vor Freude mit einem schönen Gartenblumenstrauß für seine Mutter erschienen. Sie staunte nicht wenig. «Wer hat dir denn diese herrlichen Blumen gegeben?», fragte sie. «Diese habe ich selber für dich im Garten des Nachbarn gepflückt», meinte der kleine Knirps ganz stolz. «Aber Niculò, was fällt dir nur ein, das ist doch gestohlen, man darf nicht stehlen!» «Ah, das ist gar nicht gestohlen, es hat dort noch Blumen genug, ich habe nichts verdorben, und niemand hat mich gesehen.» «Doch, das ist gestohlen, und jemand hat dich bestimmt gesehen, Gott hat dich gesehen, der sieht alles, wo du auch bist.» «Nein», antwortete Niculò mit Überzeugung. «Ich habe schon darauf geachtet. Er hat mich nicht sehen können. Der Himmel war mit Wolken vollständig bedeckt, es war nicht das kleinste Fenster in den Wolken. Er kann mich unmöglich gesehen haben.»

Später einmal, er ging noch immer nicht in die Schule, hatte er seine um einige Jahre ältere Schwester faustdick angelogen. «Aber Niculò!», entsetzte sich Ulrica, die sich als Erzieherin ihres Brüderchens schon ernst nahm, «Gott bestraft dich, wenn du lügst!» «Ha, ha», lachte der Kleine, «es gibt gar keinen Gott.» «Aber Niculò! — es gibt einen Gott!, der hat auch dich gemacht und die Bäume und die Blumen, er hat alles gemacht.» «Nein», erwiderte der Knirps ganz entschieden, «wer etwas macht, der zerstört es nicht! Dann würden die Blumen nicht verwelken und die Menschen nicht sterben!» «Es stirbt auch nichts, hat der Herr Pfarrer gesagt, es verjüngt sich nur. Alles, was stirbt, entsteht wieder neu. Du wirst groß, auf einmal hörst du auf zu wachsen, wenn du so groß wie andere Männer bist, das macht Gott, hat der Pfarrer gesagt, und die Leute, welche gescheiter als Gott zu sein glauben, würden nicht einmal da sein, wenn Gott nicht da wäre und sie erschaffen hätte. Der Herr Pfarrer weiß mehr als du. Paß auf und lüge nie wieder!»

Die Verlobung

Ein zweites, gleichaltriges Geschwisterpärchen gesellte sich während der Sommerferien meistens uns zu, meiner Schwester und mir, ein blonder Bub und ein dunkelhaariges Mädchen. Das Mädchen trug den gleichen Namen wie meine Mutter. Es war nach meiner Mutter getauft, denn eine enge Freundschaft verband unsere Mütter seit ihrer Jugend. Obschon uns ihr Schweizerdeutsch kaum verständlich war und uns wie ein Schloß mit sieben Siegeln vorkam, störte uns das nicht im geringsten. Wir verstanden uns trotzdem recht gut. Kinder und Liebende können sich auch ohne Sprache verstehen. Beim Steinesammeln, Blumenpflücken und bei unseren wilden, begeisterten Spielen waren viele Worte und große Reden entbehrlich. An einen besonderen Tag erinnere ich mich noch deutlich. Wir befanden uns ziemlich hoch oben, auf einer abschüssigen Wiese, auf der blauer Enzian, rosarote Felsnelken und andere Bergblümchen in voller Blüte standen.

Mitten in dieser Blumenpracht streckten wir uns hin. Neben mir lag das dunkelhaarige Mädchen und schaute mich mit ihren gefühlvollen Augen an, und neben uns lagen der blonde Bub und meine Schwester. Wir waren ganz nahe beieinander und berührten uns mit den Händen. «Wenn wir groß sind, wollen wir uns heiraten», schlug einer von uns vor.

Diese Idee schien allen zu gefallen. «Wir müssen uns aber die Hand reichen und versprechen, das nie zu vergessen», sagte das Mädchen. Also reichten wir uns die Hand und versprachen uns feierlich unsere spätere Heirat. Daheim erzählten wir begeistert, daß wir uns verlobt hätten. Das löste große Heiterkeit aus, und meine Mutter sagte lachend: «Wir gratu-

lieren. Ihr paßt gut zusammen, wie mir scheint. Das freut uns, daß ihr euch gut versteht.»

Für mich stand es nun unumstößlich fest: sie und keine andere. Ich hatte das abgegebene Versprechen so ernst genommen, daß ich mich, als ich schon erwachsen war, noch immer daran halten wollte. Sogar am Gymnasium in Chur schaute ich die Mädchen kaum an. Sie interessierten mich nicht. Ich war ja versorgt, und warum nicht dabei bleiben? Sie war ein prachtvolles Mädchen. Sie gefiel mir sehr. Wir waren beide gleich alt. Mit siebzehn, achtzehn Jahren kommt hingegen schon die Zeit heran, in der die Mädchen dem heiratsfähigen Alter zusteuern. Die Mütter beginnen oder begannen damals schon früh, sich um diese Frage zu kümmern und für ihre Kinder Pläne zu schmieden. Durch eine nur halb verschlossene Türe hörte ich, aber völlig unfreiwillig, ein Gespräch der beiden Freundinnen, unserer Mütter, und ich war bald im Bilde: es wäre der Wunsch der beiden Frauen gewesen, daß mein älterer Bruder meinen Schatz heirate. In Frage komme nur er, hörte ich sie sagen, es sei besser, wenn der Mann etwas älter sei als die Frau, zudem passe ich charakterlich weniger gut zu dem empfindsamen Mädchen usw. Mir gab es einen Stich ins Herz. Die Jahre vergingen. Aus dem blonden Bub war ein junger Mann geworden. Schon recht früh verlobte er sich und heiratete, aber nicht meine Schwester, sondern ein uns unbekanntes Fräulein. «Du armer Träumer», sagte ich zu mir selbst, «wann wirst du eigentlich aus den Wolken auf unsere Erde herunterfallen, aus deinen Träumen erwachen und die Wirklichkeit sehen? Versprechen unmündiger, kleiner Kinder sind Luft und gelten nicht. Wirst wohl nicht glauben, daß die Verlobte sich noch an jene längst entschwundenen Kinderzeiten zurück erinnere und auf dich wartet.» Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr hielt ich das für völlig ausgeschlossen, schon weil sie infolge meiner noch jahrelang dauernden Studien zu lange auf mich hätte warten müssen.

Ich hatte beschlossen, Arzt zu werden und mich später wenn möglich in meinem Heimattal, sonst in einem anderen Bergtal Graubündens niederzulassen. Das bedeutet Einsamkeit, Aufopferung und auszustehende Ängste für die Arztfrau. Das gab mir zu denken, und meine Pläne verflogen. Wenn ich daran dachte, war es mir, wie wenn man einen schönen Traum gehabt hat und beim Erwachen mit Bedauern feststellt, daß Träume Schäume und nicht Wirklichkeit sind.

Die Ohrfeige

Dem nahenden Herbst und damit dem Schulbeginn sah ich mit gemischten Gefühlen entgegen. Ich hätte mich schon darauf gefreut, wenn ich nur nicht unserem Schullehrer ein Jahr zuvor eine Ohrfeige gegeben hätte. Hoffentlich trug er es mir nicht mehr nach, aber so ganz geheuer war mir die Sache doch nicht. Es war Vorfrühling gewesen. Die Schneeschmelze hatte ganz gewaltig eingesetzt. Ich war damit beschäftigt, Abzugskanäle für die großen Wasserpfützen, die sich gebildet hatten, zu graben, als die Schulpause anfing. Eine Anzahl größerer Buben umstellte mich und begann ihr Spiel mit mir zu treiben, bereitstehende Werkzeuge wegzunehmen, meine Kanäle zu verstopfen und Eisstücke in die Wasserpfützen so hineinzuschmeißen, daß das Wasser mich anspritzte und meine Kleider durchnäßte. Plötzlich überkam mich ein Wutanfall, eine merkwürdige Eigentümlichkeit meiner sonst friedfertigen Natur. Ich stürzte mich mit dem kleinen Pickel, den ich in Händen hatte, auf meine Plaggeister. Als diese merkten, daß der rabiate, kleine Kerl zu jeder Gewalttat fähig wäre, ergriffen sie die Flucht. Zuerst verfolgte ich sie eine Weile, aber sie waren schneller als ich. Dann bezog ich aber Posten bei der Schulhaustüre, da ich wußte, daß die Pause bald zu Ende gehen mußte. Das war ein strategisch gut gewählter Platz, denn zwei oder drei Granitstufen führten zur Schulhaustüre hinauf, und seitlich befand sich ein Eisengeländer. «Hier kommt keiner vorbei!», schrie ich, «und wer es probiert, der wird etwas erleben.» Als die Buben nach beendeter Pause nicht hereinkamen, erschien der Lehrer, um nachzusehen, was eigentlich los sei. Vor

der Türe befand sich der pickelbewaffnete Knirps und rings um ihn herum, unter der Treppe, die schulsäumigen Buben, die dem Lehrer unisono zuriefen: «Er läßt uns nicht hinein!» Der Lehrer, ein wohlbeleibter Mann, der immer behauptete, daß ein Mann, der nicht mindestens hundert Kilo wiege, überhaupt kein Mann sei, überblickte sofort die Situation. Er beugte sich freundlich zu mir herunter, um mich zu besänftigen und mir dabei mit wohlwollender Miene den Pickel aus der Hand zu nehmen. Sobald sich sein Kopf in Reichweite meines noch kurzen Armes befand, versetzte ich ihm eine schallende Ohrfeige. Der Erfolg war ein schadenfrohes, lautes Gelächter der ganzen Schülerschar. Ich hatte seiner bis dahin unumstößlich dastehenden Autorität mein Bein gestellt, eine peinliche Situation für den Lehrer. Zornig entriß er mir gewaltsam den Pickel, stieß den rabiaten kleinen Helden zur Seite, und mit einer energischen Handbewegung zeigte er, wohin nun seine Schüler gehörten.

So sah die Voraussetzung für meinen Eintritt in die Schule aus. Am ersten Tag mußten wir während einer ganzen Stunde lernen, wie man den Schreibgriffel hält. Der Zeigefinger mußte einen Druck auf den Griffel ausüben und sollte in spitzem Winkel gehalten werden. Der Lehrer ging von einer Bank zur anderen mit einem Lineal in der Hand, und wer den Winkel nicht spitz genug machte, bekam einen Schlag mit dem Lineal auf den Zeigefinger. Als er in meine Nähe kam, sagte er: «Hier wird man sich in acht nehmen müssen!» Die anderen lachten. Das war aber das erste und letzte Mal, daß der Lehrer auf jenes unangenehme Ereignis Bezug nahm oder es erwähnte.

Die Buttermaschine

Die Wintertage vergingen im Pfarrhaus ziemlich ereignislos. Ein Tag glich dem anderen. Es war deswegen ein besonderes Ereignis, als die Post ein großes Paket ins Haus brachte, das, wie wir wußten, die bestellte Buttermaschine enthalten mußte. Unsere Mutter machte sich sofort daran, die Knoten zu lösen, denn das Durchschneiden einer verwendbaren Schnur hätte damals leichtsinnige Vergeudung bedeutet. Endlich kam die in Holzwolle wohlverpackte Maschine ans Tageslicht. Welche Freude! Als wir die Handkurbel sahen, waren wir schon Feuer und Flamme, und jeder durfte sie versuchsweise drehen. Die Milch, die wir direkt beim Bauer holten, war herrlich. Sie bildete über Nacht gut fingerdicken Rahm.

Der große Tag, «der Buttertag», kam heran. Duri, mein älterer Bruder, durfte natürlich als erster die Wundermaschine betätigen. Mit Feuereifer begann er, die Handkurbel zu drehen und drehte und drehte und drehte. «So, jetzt hör auf, Duri, jetzt komme ich dran», rief ich nach einer Weile und versuchte, ihn wegzustoßen. Wir begannen uns zu streiten, und unsere Mutter ärgerte sich über die ewigen Zänkereien unter uns zwei Brüdern. «Laß ihn in Ruhe, Menin!», rief sie zornig. «Sag ihm, Mutter, er solle mir jetzt Platz machen, sonst wird Butter, bevor ich auch probiert habe. Ich möchte doch auch ein bißchen ziehen.» «Hör endlich mit deinem Gejammer auf», war die ungeduldige Reaktion. «Duri ist der Ältere, heute macht er die Butter, und du läßt ihn in Ruhe, verstanden!» «Immer nur Duri, Duri und Duri, und ich bin euch nur im Wege. Ihr habt mich nicht gern. — Ihr könnt mich nicht ausstehen, ich gehe!» «Ja, mach du nur, daß du fortkommst, Dummkopf, du kannst nichts als immer Streit anfangen. Du kommst doch nächstes Mal dran», wollte sie sagen, aber ich war, unter heftigem Zuschlagen der Türe, schon weg.

Draußen auf den Wiesen lag Neuschnee. Es ging gegen Mitte Dezember. Der beleidigte, in seiner Ehre gekränkte Knirps, in dem bewußt oder unbewußt wohl auch Eifersucht dem Erstgeborenen gegenüber nagte, hatte den verzweifelten Entschluß gefaßt, seinem irdischen Dasein Lebewohl zu sagen. So durchwatete ich mit großer Mühe den hohen Schnee. Endlich gelangte ich bis zum gepfadeten, festgetretenen Weg, der dem Inn entlang in den Wald führte. Der Inn war nicht ganz zugefroren. Es hatten sich nur vereinzelt vereiste Stellen, die wie kleine schneebedeckte Inseln aussahen, gebildet. Hier, am Ufer des Flusses, machte ich

eine kleine Pause, sah auf das eiskalte Wasser hinunter und überlegte mir trotzig, was ich jetzt tun wolle. Als ich diese Eisschollen ähnlichen Inseln bemerkte, flüsterte mir der böse Geist ins Ohr: «Erteile ‚denen' nur eine richtige Lektion!»

An der Stelle, an der ich am Ufer stand, stampfte ich den Schnee fest, um den Eindruck zu erwecken, daß ich hier längere Zeit verweilt und überlegt hätte. Dann nahm ich einen Sprung und setzte mich hinüber auf eine der kleinen Eisinseln, die sich in der Nähe des Ufers befanden. Dort hinterließ ich Spuren, die bis zum Rand der Eisscholle führten, und brach dort ein Stück Eis ab. Dann machte ich mich auf den Rückweg, und zwar in ganz hinterlistiger Weise. Ich lief rückwärts und achtete sorgfältig darauf, daß der Schuh genau in die vorher gemachte Fußspur hineinpasse. Es waren etwa zwanzig, höchstens dreißig Meter auf diese Art zu bewältigen, um auf die hartgetretene Straße zu gelangen. Um nicht gesehen zu werden, rannte ich, dort angelangt, tief gebückt der Straße entlang bis zu einem Zaun, hinter dem ich mich versteckte. Von dort aus hatte ich einen guten Überblick auf die ganze Umgebung. Dort wartete ich und wartete. Die Mittagsglocke läutete. Die Stunde, zu der wir immer zu Mittag aßen, hätte mich nach Hause rufen sollen, aber stur verharrte ich auf meinem Platz, obschon der Hunger mich plagte und ich wie ein Spatz auf dem Dache fror. Dann entdeckte ich meinen Vater und meinen Bruder, die auf Skis meinen Spuren hinunter zum Inn folgten. An ihrem hastigen Ausschreiten, aber auch an der Körperhaltung meines Vaters, der mit gesenktem Kopf dem Inn zueilte, konnte ich ihnen ihre Unruhe und Angst ansehen und nachfühlen. Als sie bei der kleinen Insel angelangt waren, blieb mir sozusagen der Schnauf weg. — Nein, das ging doch zu weit! So durfte ich sie nicht erschrecken. Verzweiflungsvoll begann ich sie laut zu rufen und so lange, bis sie mich hörten und sahen. Dann aber ergriff ich die Flucht und versteckte mich, bis das Schulglöcklein ertönte. Auf Umwegen gelang es mir, ungesehen in die Schule zu gelangen. Weder dem Lehrer noch den Schülern fiel irgend etwas Ungewöhnliches an mir auf. Doch kaum hatte der Unterricht begonnen, als es an der Türe klopfte, und herein trat, ohne zu warten, mein Vater. Er war ganz blaß, mit verändertem, traurigem Gesicht, das sich leicht aufhellte, als er mich erblickte, sich aber sofort wieder verfinsterte, als er mir in strengem Ton befahl: «Marsch!, nach Hause!, aber schneidig!» Ich stand auf und ging. Daheim zwang mich meine Mutter, eine heiße Suppe zu essen. Dann schickte sie mich ins Bett.

Am folgenden Tag befahl mir mein Vater: «Heute um fünf Uhr kommst du in mein Studierzimmer. Ich habe mit dir zu reden.» Mit verhaltener Angst ging ich zu ihm. Vater hielt mir eine scharfe Strafpredigt. Er warf mir mein ungehöriges, bösartiges Benehmen vor, durch welches ich die ganze Familie in Angst und Schrecken versetzt hätte. Ich war innerlich, ohne mich auszusprechen, anderer Ansicht. Meinem trotzigen Dickschädel nach war mein einziger Fehler der, meine Ansicht nicht in die Tat umgesetzt zu haben. Zum Abschluß seiner Vorwürfe verlangte Vater, daß ich ihn um Verzeihung bitte. Das gestattete mir mein beleidigter Stolz jedoch nicht. «Ihr habt mich nicht lieb», sagte ich. «Ich bin nur das fünfte Rad am Wagen. Darum bitte ich auch nicht um Verzeihung!» «Daß du so etwas nur sagen darfst», sagte mein Vater, «du unartiger, undankbarer Sohn. Ich muß dich bestrafen.» Überlegend zögerte er eine Weile, um sich die Strafe auszudenken, dann fuhr er fort: «Überlege es dir gut. Du kannst zu jeder Zeit zu mir kommen, du brauchst mich nicht jetzt um Verzeihung zu bitten. Wenn du aber nicht kommst, so darfst du an Weihnachten nicht mitmachen. Morgen teile ich die Rollen zu einem sehr hübschen Weihnachtsspiel aus. Ich hatte dich als einen der drei Könige vorgesehen. Wenn einer der drei Könige fehlt, wird jeder sich wundern und fragen, was das zu bedeuten habe, und dann muß ich sagen, was geschehen ist. Daß ich meinen ungezogenen, trotzigen Sohn bestrafen mußte, und das ganze Dorf, alle Kinder, werden es wissen, was du uns angetan hast.»

Am Tage darauf verteilte er die Rollen in unserer Klasse. Meine Rolle erhielt niemand, er sagte nur, die sei für mich vorgesehen. Dabei schaute er mich traurig an. Ich wußte nur zu gut, daß er mich gern hatte, ja sogar furchtbar gern, und daß er stolz auf seinen Menin war. Aber Menin, störrischer als ein junges Rind, tat nicht dergleichen, und als seine Mitschüler ihn fragten, wieso sein Vater ihm die Rolle nicht gegeben habe, antwortete der Spitzbube, ohne zu zögern oder in Verlegenheit zu geraten, er hätte sie ihm daheim übergeben.

Die Zeit verging. Die Proben wurden ohne mich gemacht. Mein Vater schaute mich manchmal verstohlen an und litt offensichtlich. Er schien mir sogar traurig und niedergeschlagen zu sein. Eines Tages sagte er zu mir: «Komm doch und bitte mich um Verzeihung. Schau, das würde dir bestimmt Erleichterung schaffen.» Aber ich sagte: «Nein!» Meine Mutter sprach mir zu: «Menin, gehe doch zu Vater. So etwas, wie du getan hast, macht man nicht. Das weißt du genau. Wenn man jemandem Unrecht zugefügt hat, muß man auch den Mut haben, es einzugestehen und sich zu entschuldigen.» Ich aber entgegnete: «Ich habe niemandem Unrecht getan, und ich gehe nicht. Ich möchte nur, daß ich mich ins Wasser geworfen hätte. Das kann ich übrigens immer noch tun.» Ganz ratlos geworden, behandelten mich meine Eltern mit aller Rücksicht im Hinblick auf meine krankhafte Empfindlichkeit wie ein schalenloses Ei, doch es war, wie wenn sich eine dunkle Wolke auf die kleine Familie niedergesenkt hätte, ein unsichtbares Gewicht, das uns alle bedrückte.

Zwei Tage vor Weihnachten, um fünf Uhr, klopfte ich bei meinem Vater an. «Herein!» rief er und war ganz erstaunt, als er sah, wer da hereingekommen war. Ich betrat das Zimmer und blieb dort wie angenagelt stehen, unfähig, ein Wort zu sagen. «Kommst du, um uns um Verzeihung zu bitten?» fragte Vater. «Ja!» antwortete ich, noch immer außerstande, ein zweites Wort hinzuzufügen. «Nun gut, endlich. Wir wollen dir verzeihen, aber versprich, nie wieder so etwas zu tun. Wenn dir etwas nicht paßt und du meinst, es geschehe dir irgendwie Unrecht, so komm zu deinen Eltern, sag es ihnen, und wir finden bestimmt den rechten Weg. Leider kannst du jetzt nicht mehr an der Weihnachtsvorführung teilnehmen. Zum Lernen der Rolle ist es zu spät. Du könntest, wenn du es gern tust, deine Rolle vorlesen.» Darauf rezitierte ich meine Rolle mit lauter Stimme auswendig, absolut sicher und mit richtiger Betonung. Mein Vater war sprachlos, und ich erklärte ihm, ich hätte das Krippenspiel in seinem Pult gefunden und meine Rolle für den Fall, daß ich doch spielen könnte, schnell abgeschrieben.

An Weihnachten spielte ich meine Rolle, wie wenn ich immer geübt hätte, sehr gut und bekam viel Lob. Die schwarzen Wolken über unserer Familie verzogen sich allmählich, und der gewohnte Sonnenschein begann wieder warm und hell in das kleine Arvenzimmer des Pfarrhauses einzudringen. Gewisse Einbrüche in die Gemütlichkeit des täglichen Lebens sind heilsam, sonst wüßten wir nicht, wie gut es uns geht.